

Nr. 280 **Bromberg, den 6. Dezember 1932.**

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Stegweit.

(1. Fortsetzung.) ——

Das Tor des Lazaretts stand offen, dennoch zog ich am Porzellankreuz. Aber die Klingel bellte nur heiser, man hatte sie mit Lappen umwickelt.

Der Polizeiunteroffizier musterte mich: „Wohin?"

„Ich möchte zum Herrn Leutnant Quambusch!"

„Von der Kopfschußstation?"

„Ja, der!"

„Ausgeschlossen!"

„Ist er schon . . . tot?"

„Bald. Der hat zu viel Blut verloren!"

Ich zeigte dem Spinner mein Soldbuch mit seinen sieben Schlachten. Da wurde er freundlicher: ‚Haste Kohldampf?"

In diesem Augenblick knurrte mir der Magen, meine Kehle war strohtrocken. Ich mußte in die Pförtnerstube, da stand ein Kochgeschirr voll Reisbrei auf dem Kanonenofen. Ich durfte löffeln und schlecken; und Rotwein hatte der Kerl, richtigen Burgunder, meine Kaldaunen feierten Kirmes. Ich schlang, ich fraß, ich schluckte das letzte Heimweh herunter, trocken Karo hätte mir hier wie Torte geschmeckt.

Der Spinner schüttelte den Kopf und fragte: „Bist du entlaust?"

„Keine Spur, Herr Unteroffizier, es geht alles drunter und drüber draußen. Ich bin der letzte Mann aus der Kompanie, die andern sind tot, krank, gefangen, übergelaufen, desertiert, verwundet, was weiß ich!"

„Tja", seufzte der Spinner, „tja, bald ist Schluß, was dann kommt, weiß der Teufel!"

Im Flur wurden Stimmen laut. Der Oberarzt sprach mit zwei Operationsschwestern. Alle trugen weiße Leinenkittel, die Gesichter sahen aus wie Pergamentblätter, so gelb und zerknittert, so ausgelaugt von der Karbolluft und vom Umgang mit den Verstümmelten. Der Oberstabsarzt kam in unsre Stube, er roch nach Eiter und winkte, ich dürfte schon sitzen bleiben. Dann befahl er: „Unteroffizier, eine Blutübertragung, spätestens 7 Uhr!" Und verschwand wieder mit den weißen Schwestern. Der Spinner las sich einen Zettel durch, den ihm der Arzt gegeben hatte. Plötzlich packte er mich an der Schulter, daß mir der Reis vom Löffel stürzte: „Du, dein Leutnant kriegt Blut, da kann er noch durchkommen!"

„Der Quambusch?"

„Ja, gehst du mit?"

„Wohin?"

„Ins Gefängnis!"

„Zu Vater Philipp? Was soll ich im Gefängnis?"

Der Spinner erklärte mir alles: „Da brummen genug Muskoten, die ihr Blut gern hergeben. Die kommen dann frei!"

Ich fragte: „Deserteure und Diebe?"

„Alles mögliche!"

Da setzte ich die Rotweinflasche an den Mund und soff sie leer. Der Spinner freute sich; ob er aber ahnte, warum ich so übermütig wurde? Rächen wollte ich mich jetzt, rächen für zwei Stunden langsamen Schritt!

„Herr Unteroffizier, ich melde mich freiwillig! Der lange Quambusch soll noch Danke zu mir sagen!"

Der Spinner rannte zum Oberstabsarzt, nach fünf Minuten stand er vor mir: „Sie wollen freiwillig?"

*

Man stellte mich in eine Badewanne, in einen herrlichen Sarg aus weißen Kacheln. Richtige Fettseife brachte mir ein Sanitäter, auch graue Salbe. Und überall schnitt man mir die Haare ab, jawoll, überall. Mein Blutdruck sei normal, näselte ein kleiner Unterarzt, dem man den Studenten am Konfirmandengesicht absah. Mein Puls und meine Temperatur seien ebenfalls in Ordnung, brummte wichtig ein stelzfüßiger Hilfsdienstonkel, der mir das Thermometer aus der Achselhöhle zog. Ich kam mir vor, als sollte ich im Museum ausgestellt werden. Meinen Adam betrachtete ich im Spiegel, wie lange hatte ich das alles nicht mehr gesehen. Das Gesicht müde und voller Schlupfwinkel, im Arm eine Narbe von Tannenberg her, im Bein zwei faustdicke Löcher aus der Champagne, und sonst überall kleine Krater vom Kratzen, denn die Läuse waren ein tolles Geflügel. Weidmannsheil. Mochten draußen Sterne fallen, mochte es Krieg sein oder Friede: Ich stand hier geborgen in einem weißen, blanken, warmen Raum. Viel Licht, wunderbar viel Licht, und von der Erde konnte man essen, so sauber war alles gescheuert. Mein Magen hing voll Reis, der Burgunder rumorte in meinem Gehirn: Berge her, damit ich jodeln kann!

Ich seifte mich ein, ich schrubbte und wusch mich, da tanzten die Seifenblasen durch den Baderaum, der ein lautes Echo hatte. Was man hier sprach, hallte dreimal von den Wänden zurück. Und gebraust wurde ich in allen Tonarten. Kalt, heiß, lauwarm. Dann brachten sie Handtücher zum Trockenreiben, schließlich auch Wundpuder wie für den Säugling. Ich sah an mir herunter und fand, daß ich lecker sei. Meine Haut glühte rosarot wie bei einem Marzipanferkel.

Nun war ich trocken und dampfte von oben bis unten. Saubere Wäsche reichte mir der stelzfüßige Hilfsdienstonkel, dazu eine Netzjacke und eine wollene Unterhose, alles roch frisch nach dem Schrank. Wäre ich ein Pfau gewesen, ich hätte ein eitles Rad geschlagen. Hatte ich Tod und Elend und Massengrab schon vergessen?

Der Sanitäter stocherte mit einem Draht im Abfluß, schimpfte dabei und warf mir immer wieder vorwurfsvolle Blicke zu. Nun hatte mein Brausewasser gar den Kanal verstopft. Und der Karboljunker wollte knurren?

„Mensch, ein freches Wort, und ich klebe dich an die Wand!"

Er kuschte und tat sein bißchen Dienst zu Ende. Die Wanduhr zeigte auf 3 Uhr nachts, das waren noch vier Stunden bis zum Aderlaß. Ich wollte fragen, ob die Sache lebensgefährlich sei, aber das wäre blöd gewesen. Ein Soldat bringt nur ganze Opfer, keine halben. Hatten wir draußen vorher gefragt? Fragen dürfen?

Ich stand im kurzen Hemd da, als eine kleine Schwester eintrat und sich gar nicht schämte, während ich verzweifelt in den Lazarettmantel stieg und die Beine prompt in die Ärmel steckte. Die Kleine kicherte: „Entzöckend, wie er rot würd!"

Schon wieder kam der Oberstabsarzt, ganz ernst und blaß: „Schwester, marsch, raus!" Dann legte er mir die Hand auf die Schulter: „Himmerod, es tut nicht weh, es kitzelt nur ein bißchen!"

Ich mußte die Hemdbrust öffnen, der Doktor beklopfte mich wie ein Specht, stülpte dann eine kleine Holztrompete auf meine Rippen und horchte nach der Stimme meines Herzens. Ich mußte einatmen und ausatmen, es tat wirklich nicht weh. Schließlich zapfte er mir noch eine Blutprobe ab, die er untersuchen wollte.

„Gut so. Jetzt ruhen Sie sich, oben steht ein Bett, Pollak führt Sie hin!"

Pollak war der Sanitäter, der immer noch im Abfluß der Badewanne popelte. Daß er mich jetzt höflich führen mußte, ging ihm gegen den Strich.

Mein Zimmer lag auf dem ersten Stock, über der Tür stand ein Spruch: Demütige dich von Herzen, denn das Himmelreich ist nahe! (Sirach VII. 19.)

Das konnte ja heiter werden. Immerhin: Endlich mal etwas andres als ein dienstlicher Befehl.

Ich kroch ins Bett und kam mir vor wie eine Braut. So weiß war alles, so frisch knisterte das Leinen, so glücklich machten mich die Matratze, das Federkissen und die Steppdecke. Und als gar die junge Nachtschwester wiederkam, mich mit der Taschenlampe abzuleuchten und mir angenehme Ruhe zu wünschen, da war ich demütig von Herzen, genau so, wie es über der Tür anempfohlen wurde. Und beten konnte ich wieder, im Granatloch hatte ich es oft vergessen. Dann schlief ich ein, tief und selig. Wenn ich einmal im Leben reich war, dann in dieser Stunde. Und einen Traum hatte ich: Ich sah Hannes Brotmichel wieder, den ich den Heiligen Balken genannt hatte. Bei Hulluch war nämlich eine junge Französin mit ihrem Kind von einem Balken erschlagen worden. Volltreffer. Hannes Brotmichel begrub das Weibchen mit dem Kind, aus dem blutigen Balken schnitzte er eine Madonna. Auf Höhe 70 wurde Hannes hernach zerrissen. Daher der Heilige Balken. Der fromme Bildschnitzer nickte mir im Traum friedfertig zu, er sei nicht tot, er begleite uns immer noch, und da hatte er schon recht. Ich wollte ihn umarmen, aber Pollak, der hohe Herr Sanitäter, zog mir die Steppdecke ab, es sei Zeit, ich müsse in den Operationssaal. Ich wollte aufstehen, aber Pollak hinderte mich, weil neben meinem Bett ein weißer Tisch auf Gummirädern stand. Also kroch ich auf diesen Tisch, draußen braute die Dämmerung ihre milchigen Nebel, kalt war es, ich zitterte und hatte eine Gänsehaut.

Sanft rollte mich Pollak aus der Stube und durch den Flur, bis wir vor der Tür des Operationszimmers standen. Der Oberstabsarzt öffnete, und während er öffnete, verkniff ich die geblendeten Augen: Grell und weiß strömte das Licht der Lampen, weiß waren auch die Wände, die Tische, die Schränke und die Steinplatten des Bodens. Ich wurde in das Zimmer gefahren und sah mich um wie im Kabinett eines Zauberkünstlers. Keiner sprach hier ein Wort, alle taten sehr geheimnisvoll; die Rote-Kreuz-Schwestern, eine märchenhafter als die andere, schwebten auf Gummischuhen gleich unnahbaren Engeln. Sie hatten Gesichter, als würden sie nur mit Ziegenmilch und Weißbrot ernährt. Was gäbe ich dafür, könnte ich heute noch alle die frommen Vorsätze sammeln, von denen borstige und zusammengeschossene Frontsoldaten angesichts dieser Schwestern erfüllt wurden. Jede trug ja einen Heiligenschein, jede hatte weiße Flügel, so schien es wenigstens in den ersten drei Stunden, in denen man geschunden und gepeinigt den zarten Händen dieser Geschöpfe ausgeliefert wurde. Freilich, es gab auch Knusperhexen unter ihnen.

Vorläufig lag ich noch allein unter den grellen Lampen, während die Schwestern allerlei silberne und gläserne Instrumente kochten. Dann sagte der Oberstabsarzt leise zu Pollak: „Herrn Leutnant Quambusch bitte!"

Mir schlug das Herz so wild, als träte es mit Kommißstiefeln gegen die Rippen. Der lange Quambusch würde jetzt kommen? Diesmal brauchte ich nicht stramm zu machen, auch hatte ich keine Wut mehr auf den armen Kerl. Wie er wohl aussehen mochte?

Die Tür ging auf, dieselbe Tür, durch die man mich vorhin gefahren hatte. Barmherziger Gott, das sollte Quambusch sein? Dieses liegende, schlafende Wachsgesicht auf der Bahre? Und einen Mullverband trug er um den Kopf, als hätte er keine Schädeldecke mehr. Ich dachte: Lieber Herr Leutnant, dir haben sie aber ein Ding verpaßt! Dir haben sie aber eine richtige Mine aufgesetzt, so eine mit Steuerflügeln und Aufschlagzündern!

Quambusch erkannte mich nicht, wenn er auch zuweilen mit den Augenlidern zuckte. Die Lippen waren grau wie schlechter Gips, seine Nase, die früher stumpf war, stand wie eine bleiche Kralle zwischen den Backenknochen. Es war hohe Zeit für den Verwundeten, da lebte ja kein Tröpfchen Blut mehr unter der Haut.

Pollak wurde hinausgewiesen, die Schwestern schoben den Leutnant an meine rechte Seite, so daß wir nebeneinander lagen wie ein Ehepaar. Bei Quambusch wurde der linke Arm freigemacht und bei mir der rechte. Ich mußte fort sehen, so wollte es der Arzt. Und während ich fortsah, rieb er meinen Arm mit verschiedenen Flüssigkeiten ab; eine davon mußte Jod sein, ich konnte es riechen. Mit Jod für König und Vaterland. Dann wurde irgendein kleiner Gürtel um meinen Arm gebunden, ich spürte Stiche, Schnitte und dann wieder Stiche, so ganz schmerzlos war das nicht, aber ich biß auf die Zähne, vor schönen Schwestern durfte man doch nicht schreien. Fünf Minuten dauerte das alles, ich bekam noch eine warme Kochsalzladung, dann wurde ich sanft verbunden und durfte wieder meinen Leutnant betrachten. Der lag noch immer still und wächsern neben mir, der Arzt hielt aber einen seltsamen Glaszylinder an seinen Arm, und aus diesem Glaszylinder floß mein Muskotenblut in die Adern des erlauchten Offiziers, so warm und friedlich, als hätte ich niemals strafexerzieren müssen. Mein Blut sank immer tiefer in der Glasröhre, ich mußte ans Thermometer im Winter denken. Ich glaube, ein ganzes Liter wurde mir abgeknöpft, aber ich sagte nichts, es geschah ja für einen armen Teufel. Auch spürte ich eine lähmende Müdigkeit, doch muß diese Müdigkeit keine harmlose gewesen sein; denn als ich aufwachte, lag ich längst in meinem Zimmer, fror und hatte wüsten Durst. Es war schon Abend, an meinem Bett brannte Licht, neben dem Licht stand ein Blumenstrauß.

Pollak kroch herein und grinste: „Ist sich Kamerad kalt?"

Ich grinste ebenfalls und fragte: „Du, was sind das für Blumen?"

„Sind sich von Schwester Oberin, Kamerad!"

„Wie alt ist die, Pollak?"

„Ist sich alt achtundfuffzick!"

Ich bat Pollak, der Dame meinen Dank zu übermitteln, ich sei allerdings erst zweiundzwanzig. Der Sanitäter lachte und steckte mir ein Thermometer in die Achselhöhle, während eine neue Schwester kam, mir den Puls mit der Uhr zu messen. Vom Aufstehen sprach niemand, also blieb ich tapfer liegen und bat um eine Zeitung. Da las ich, daß die Front aus „strategischen Gründen" wieder zehn Kilometer zurückgenommen worden sei. Heute zehn Kilometer, morgen zehn Kilometer, — nächste Woche hatte ich den Weltkrieg im Bett. Da war etwas faul, da fürchtete man die Wahrheit, da übertünchte man Tatsachen.

Pollak brachte mir das Abendessen. Gerstensuppe mit Backobst. Und während er mir den Napf auf die Bettdecke stellte, hob er den Zeigefinger, seine listigen Augen zwinkerten dabei: „Kann sich Kamerad gut horchen?"

Ich spitzte die Ohren: „Ein Gewitter, Pollak?"

„Kanonen von Front, Kamerad!"

Er kroch hinaus und meckerte niederträchtig. Mir aber schlug das Herz bis zur Zunge, denn der Kerl hatte recht gehabt: In Brühl bei Köln war das unheimliche Rollen der Geschütze zu hören, während im Saal nebenan die Verwundeten ihre Nächte zerstöhnten.

Ich konnte nicht mehr einschlafen. Die Baumkronen des Gartens brausten wie ein Wasserfall, der Westwind rüttelte an den Scheiben, irgendwo heulte ein rührseliger Hund. Und wenn der Wind für drei Sekunden ruhig war, dann knurrten die fernen Geschütze wieder, und bei jedem Knurren wußte ich, daß es Tote gegeben hatte. Ich war daheim und hatte doch Heimweh. Woran sollte ich denken, um mir den Rücken wärmer zu machen? Der ärmste Muskote erhielt Päckchen oder Briefe, ich aber konnte nur eine Zeitung lesen oder den Duft eines Blumenstraußes

trinken, den mir das mütterliche Herz einer Oberschwester geschenkt hatte. Jeden Stundenschlag hörte ich, und als es drei Uhr in der Nacht war, hub ein Rennen und Poltern in den Fluren an: Ein neuer Lazarettzug war angekommen — — —

(Fortsetzung folgt.)

Empfindsamer Nikolausabend.

Skizze von A. E. O. Weiß.

Am Nikolaus-Tag spätestens weihnachtet es für jedes Kind zum ersten Male. Da kommt der alte Mann mit dem weißen Barte und dem weichen Herzen, der zwar die Rute drohend zeigt, aber doch gewöhnlich nur die Äpfel und Nüsse ausschüttet . . .

Der große Augenblick dieses Besuches — man hat sein Sprüchlein, das man ihm aufsagen muß, schon gut gelernt — geistert seit Tagen durch Herz und Hirn der Kleinen. Da entdeckten sie plötzlich auch das gutmütige Gesicht jenes Alten über meinem Schreibtisch, das ihnen bislang scheinbar noch nichts zu sagen hatte. „Ist das der Nikolaus?" Ich nehme die Plappermäulchen geschwind auf den Schoß: „Nein, meine Damen, das ist euer Urgroßvater." Schon überfällt mich, was ich fast vergessen hätte: Der könnte heute seinen hundertsten Geburtstag feiern!

Und nun wollen sie natürlich noch mehr von ihm wissen. Was soll ich ihnen erzählen, wo wir doch von unseren Großeltern nicht allzu viel zu wissen pflegen. Die Weltgeschichte liegt noch nicht im Interessenkreis meiner Töchter; ich kann sie nicht damit langweilen, daß auch vor einem Jahrhundert nicht gerade idyllische Zeiten herrschten. Dann aber weiß ich: er war ein zünftiger Wanderbursche. Damals gab es noch keine Eisenbahn, und als sie dann aufkam, zogen die ehrsamen Handwerksgesellen es noch lange vor, mit ihrem Felleisen auf dem Rücken ihr Vaterland und vielleicht auch ihr Glück sich zu erwandern. Aber die Kleinen lassen nicht locker, sie sind neugierig wie ihr Urgroßvater, der nie einen Handwerksburschen von dannen ziehen ließ, ehe dieser ihm so einiges Selbsterlebte mit oder ohne „Latein" der Landstraße erzählt hatte. So nette Geschichten weiß ich nun nicht. Aber daß der Urgroßvater schließlich den Wanderstecken in die Ecke stellen und des Königs bunten Rock anziehen mußte, drei volle Jahre lang und während dieser Zeit schließlich doch auf den Einfall kam, sich eure Urgroßmutter zu suchen. Und dann, ja und dann? Dann ging es wie es so sich abzurollen pflegt; er heiratete die Urgroßmutter und zog mit ihr sieben Kinder auf. Bedenkt doch, sechs Jungen und ein Mädchen — wird das ein Trubel in jenem Hause gewesen sein! Und wenn ihr sonst noch so Einiges aus jener Zeit wissen wollt: Er hatte schon seine Sorgen um sein Schuhmacherhandwerk in dem stillen Dorf, das zu besuchen, selbst die Postkutschen zu stolz waren.

Der Bäcker buk noch keine Brötchen; es war die Zeit des schwarzen Roggenbrotes, der Kartoffeln mit Salz und Öl (wie habt ihr's doch gut!), der Petroleum-Idylle. Staunend stand die Nachbarschaft um die ersten Apfelsinen, die eine Tante als besondere Köstlichkeit aus der damals noch bescheidenen preußischen Hauptstadt Berlin zuweilen schickte; und die liebe Urgroßmutter ging zweimal wöchentlich mit dem Tragkorb zwanzig Kilometer bis zur Stadt und kam dann mit den ersten „Dreierplätzchen" wieder, die ihr schließlich so ans Herz wuchsen, daß sie es ihr Lebtag lang nicht unterließ ihren Enkeln jedesmal wenigstens einige Hasen oder Rehe aus billigstem Hefeteich mitzubringen, deren Augen — o Wonne unserer Kindertage! — aus großen Rosinen bestanden.

Bescheidenheit — meine Kinder staunen — ist eben auch keine Kunst sondern nur eine Übung! Daraus erwuchsen die tausend Taler ersten Vermögens, das eigene Häuschen und all das andere — trotz der sieben Kinder. Das verstehen meine kleinen Zuhörer noch nicht. Aber dann: Auch der Großvater hatte seine große Liebhaberei. Seine Leidenschaft galt dem Taubenschlag am Dachfirst, und wenn auch die Nachbarsjungen oft mit ausgestreutem Anis die närrischen Täuber und Täubchen fortlockten und in den Kochtopf steckten, so ließ der Großvater den Taubenschlag doch nie veröden.

Was weiß ich, was er alles noch an Lust und Leid erlebte, er wurde zum Gemeindevorsteher gewählt und nahm dieses höchste ihm erreichbare Amt starrköpfig doch nicht an, er saß im Schulvorstand und Gemeinderat, doch halt, das begreifen ja die kleinen Herzen zum Glück noch nicht. Aber eins kann ich ihnen schließlich doch noch erzählen, denn es vergoldete mir die eigene Jugend. Er soll mich als kleinen Burschen viel herumgeschleppt haben, und wenn ich zurückblicke, so leuchtet mir doch auch heute noch ein Erlebnis aus jenen Tagen. Wie wußte er mit allem mir ein Fest zu machen, so wenn wir stolz Ernte hielten und gemeinsam den Handwagen mit dem großen gelben Kürbis, den ich noch heute leuchten sehe, heimfuhren.

Dann kam seine Heimfahrt. Dumpf hörte ich von eines Nachbars Stube aus die alten Kirchenglocken klingen, dann war er nicht mehr da. Sechs Tage vor seinem Geburtstag, am Andreasabend, hatte er sich davongemacht . . .

Vielleicht, ja vielleicht sann ich damals ebenso über das nach, was ich vom Himmel und den vielen Engelein hörte, wie heute meine Sprößlinge über den Weg des alten, guten Nikolaus, der doch jedes Jahr wieder hinauf in den Himmel muß, ohne selbst Flügel zu besitzen. Und möglicherweise träumte auch ich von dem Großvater ebenso wie heute meine Sprößlinge vom Geschenkheiligen, daß Engelein ihn sanft unter die Arme genommen und hinauf getragen hätten, dahin, woher er nun an seinem hundertsten Geburtstag in unsere Erinnerung tritt.

Als unentwegter Romantiker meine ich heute mit meinen jungen Fräuleins: Ach ,wenn er doch selbst als Nikolaus käme, wie würden wir ihm unser Sprüchlein aufsagen, dem weißhaarigen Alten, der so freundlich zu uns herunterschaut . . .

Der Briefumschlag.

Skizze von Alexander Roßmann-Berlin.

„Haben Sie die Morgenblätter gelesen?" fragte stirnrunzelnd der Kriminaldirektor den eintretenden Oberinspektor.

„Ich habe sie flüchtig durchgesehen", gab dieser gleichmütig zurück und schielte zu dem Zeitungsstapel hin, der vor seinem Vorgesetzten aufgeschichtet lag.

„So, so", brummte dieser, „folglich dürfte Ihnen nicht entgangen sein, daß die gesamte Presse . . ."

„— einmütig über uns herzieht", nickte der Oberinspektor gelassen und zog sich einen Stuhl heran, „wie immer, wenn wir nicht sofort mit Erfolgen aufwarten können."

Der Direktor machte eine unwillige Handbewegung: „Leider muß ich zugeben, daß die öffentliche Meinung diesmal unsere Leistungen nicht zu Unrecht tadelt — doch, doch, mein Verehrtester, Sie brauchen gar nicht so spöttisch dreinzuschauen. Es ist tatsächlich ein Skandal, daß wir das schwere, die Allgemeinheit außerordentlich beunruhigende Verbrechen im Villenort Ostend immer noch nicht aufgeklärt haben!"

Der Oberinspektor zuckte die Achseln: „Wir haben getan, was wir konnten. Aber Sie wissen ja selbst, Herr Direktor, wie unendlich schwer es ist, einen Verbrecher zu ermitteln, der keine bestimmten Spuren am Tatort hinterlassen hat."

„Gewiß weiß ich das", lachte der Direktor gezwungen, „es ist geradezu ein Kunststück, einen gerissenen Burschen zu erwischen, aber dieses Kunststück muß ausgeführt werden, falls Ihre, durch diese leidige Ostend-Geschichte erschütterte Stellung nicht endgültig ins Wanken geraten sollte. Denn die öffentliche Meinung . . ."

„Kann mir ziemlich gleichgültig sein. Aber mir selbst läßt die Sache keine Ruhe, und ich brenne darauf, zu erfahren, wer dieser schlaue Fuchs sein könnte, der sich bisher so geschickt allen Nachforschungen zu entziehen verstand. Aber ich hoffe, mir in den nächsten zwei Tagen Klarheit über diesen Punkt zu verschaffen!"

Der Direktor riß die Augen auf. „Sie haben eine Spur entdeckt?" rief er begierig.

„Gar nichts habe ich gefunden", antwortete der Gefragte langsam und betrachtete seine Fingerspitzen.

„Dennoch hoffen Sie . . .?"

„Trotzdem rechne ich damit, Ihnen den langgesuchten Täter bis übermorgen vorführen zu können", entgegnete der Oberinspektor mit einer Entschiedenheit, die seinen Vorgesetzten stutzig machte. „Allerdings nur in dem Falle, wenn Sie mir vollkommen freie Hand geben", setzte er hinzu.

Der Kriminaldirektor sprang auf. „Machen Sie, was Sie wollen, lieber Oberinspektor, ich erkläre mich schon jetzt mit allen Ihren Maßnahmen einverstanden. Gehen Sie sogleich ans Werk, damit wir endlich diese leidige Geschichte zum Abschluß bringen können!"

„Ich, Herr Direktor, gehe jetzt — schlafen. Ich habe kein Auge zugemacht in den letzten Tagen. Und ich rate Ihnen, dasselbe zu tun, auch Sie sehen recht abgespannt aus. Vor morgen mittag werde ich Sie bestimmt nicht beunruhigen." —

„Bekanntmachung. Hiermit wird mit Hinweis auf die aus den bisherigen amtlichen Mitteilungen hinreichend bekannten Tatsachen in bezug auf den am 3. vergangenen Monats in dem sogenannten „Schlößchen" im Vorort Ostend verübten Raubmord folgendes der Öffentlichkeit zur Kenntnis gebracht: Den polizeilichen Ermittlungen zufolge ist der Täter durch den linken Hauseingang eingedrungen und später, wie auffällige Fußspuren beweisen, unbemerkt über den linken Gartenzaun flüchtig geworden. Die jüngsten kriminalpolizeilichen Nachforschungen haben ergeben, daß der Täter auf der Flucht in nächster Nähe des Tatortes einen Briefumschlag verloren hat, der sich zwischen den von ihm geraubten Banknotenbündeln befunden hatte. — Das Publikum wird hiermit aufgefordert, an der Wiederauffindung dieses Briefumschlages, der den Firmenstempel der hiesigen Handelsbank trägt, mitzuarbeiten, da er der Kriminalpolizei ermöglichen würde, untrügliche Schlüsse bezüglich der Person des Täters zu ziehen und dessen Festnahme herbeizuführen."

„Wer hat das veranlaßt?" schrie der Kriminaldirektor die diensttuende Ordonnanz an, die ihm diesen knallroten Aufruf zusammen mit anderen Schriftstücken gebracht hatte.

Der Gefragte schlug die Hacken zusammen: „Der Herr Oberinspektor!"

„Ohne mich gefragt zu haben?" donnerte der Direktor. „Das ist ja alles purer Unsinn, was hier drinsteht: „Briefumschlag — untrügliche Schlüsse"!" Er hob verzweifelt die Schultern.

„Der Herr Oberinspektor hat gesagt", wagte der Unterbeamte stotternd einzuwenden, „Sie, Herr Direktor, hätten ihm gestern freie Hand gegeben . . ."

„So?" brummte der Kriminaldirektor und bekam nachdenkliche Stirnfalten. „Wo ist der Oberinspektor jetzt?"

„Draußen in Ostend!"

„So, so!" machte der Direktor wieder und vertiefte sich in den Inhalt der seltsamen Bekanntmachung. „Was stehen Sie hier noch herum?" polterte er. Die Ordonnanz flog aus dem Zimmer. — —

Warmer Sommersonnenschein lag über dem Villenort Ostend. Vogelgezwitscher scholl aus dichten Hecken in die Morgenluft hinein. Der Oberinspektor trat aus dem „Schlößchen".

„Wachtmeister Bauer, stellen Sie sich dorthin an die Pforte, aber vorsichtig, bitte. — Sie, Franke, passen drüben auf. Ist jemand von uns in der Villa? Gut. Und Sie, Wachtmeister Müller, kommen mit mir. Es wird Zeit, ein gutes Versteck zu beziehen, falls wir den Burschen rechtzeitig abfassen wollen." Er setzte sich in Bewegung. „Halt, Müller, wohin gehen Sie? Nicht nach links, auf die andere Seite müssen wir. Es hat schon seine Richtigkeit", fügte er lächelnd hinzu, als er den verwunderten Blick seines Begleiters bemerkte. „Und nun hier hinein", der Oberinspektor zog den Gehilfen hinter ein dichtes Buschwerk am Straßenrand, „von hier aus können wir, ohne bemerkt zu werden, alles gut übersehen." —

„Darf ich fragen", wunderte sich der Unterbeamte, „warum wir uns gerade hier postieren? Die Fußtapfen im Garten beweisen doch, daß der Täter drüben auf der linken Seite geflüchtet ist?"

„Er hat dort absichtlich deutliche Spuren hinterlassen, um uns irrezuführen. — Aber darauf bin ich gestern gekommen."

Müller pfiff durch die Zähne. „Nun rechnen Sie, Herr Oberinspektor, damit, daß er hier vorbeikommen wird, um, durch Ihre Bekanntmachung an den Säulen aufmerksam gemacht, den verräterischen Briefumschlag auf jeden Fall wiederzufinden?"

„Jawohl."

„Was ist das überhaupt für ein Briefumschlag?" fragte der Wachtmeister neugierig weiter. „Von ihm ist bis heute gar nicht die Rede gewesen."

„Dort drüben liegt er ja", blinzelte der Oberinspektor listig und zeigte auf etwas Weißes, das ein paar Schritte weiter am Straßenrand lag. „Still jetzt", flüsterte er, „es kommt jemand!" Es war nur der Briefträger, der arglos vorbeischritt. Später gingen noch mehr harmlose Leute vorüber, ohne auf das Stück Papier zu achten. „Schon zwölf Uhr mittags", seufzte Müller, „der Bursche kommt bestimmt nicht."

„Ich glaube, das ist der Richtige!" zischte der Inspektor und beugte sich sprungbereit vor.

Die Straße kam ein Mann herab, die Mütze tief ins Gesicht gezogen. Plötzlich blieb er stehen und schaute sich vorsichtig nach allen Seiten um. Es war niemand zu sehen. Schnell bückte er sich und hob etwas Weißes vom Boden auf.

Die Zweige eines Buschwerks knackten. „Sie wollen den Briefumschlag wieder fortwerfen? Warum haben Sie ihn denn aufgehoben?" erklang eine freundliche Stimme.

Erschrocken schaute der Mann auf die beiden Gestalten, die so plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, vor ihm standen. „Weil, weil . . .", stotterte er.

„Weil Sie mir gewiß den Gefallen tun wollten", fuhr der Inspektor liebenswürdig fort, „einen recht deutlichen Fingerabdruck auf diesem eigens hierzu hergerichteten Briefumschlag zu hinterlassen, damit ich ihn bequem mit dem von der Kriminalpolizei im „Schlößchen" gefundenen Abdruck vergleichen könnte?"

Der Mann stand wie versteinert. Langsam überzog tiefe Röte sein blasses Gesicht und seinen Nacken. „Keinen einzigen Fingerabdruck habe ich dort hinterlassen!" schrie er außer sich vor blinder Wut.

„Aber verraten haben Sie sich doch", meinte der Beamte trocken. „Müller!"

„Schon erledigt", brummte der Wachtmeister und ließ die Handschellen zuschnappen.



Bureaukratie.



Angestellter: „Herr Bureauvorsteher, unsere Registratur wird täglich umfangreicher! Ich glaube, wir können die Briefe, die älter als zwanzig Jahre sind, jetzt vernichten!"

„Gut, ich bin einverstanden — aber lassen Sie von allen Abschriften machen!"

*

* **Das Faustrecht.** „Angenommen", sagt der Lehrer, „du hättest zwanzig Pfennig und dein Freund Fritz hätte fünfundzwanzig Pfennig. Ihr legt das Geld zusammen und kauft euch Schokolade dafür. Wer bekommt die meiste Schokolade?"

„Ich", sagt Walter, „ich bin stärker!"

*

* **Warnung.** „Ich kneife bei den Streichen meines Jungen immer ein Auge zu."

„Wenn Sie Ihnen nur nicht mal plötzlich aufgehen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.